

Nr. 96. Bromberg, den 27. April 1929.

Der rote Kranich.

Roman von Sari Ferenczi.

(Schluß.) ——

„Ich bedaure Sie nicht, Franziska — aber ich liebe Sie. Sie lieben mich nicht, das weiß ich. Einer Antwort bedarf es kaum. Aus dem, was Sie mir erzählten, sehe und fühle ich's. Wenn Sie mich auch nur bißchen liebhätten, würden Sie mir all das verheimlicht haben — aus Sorge, sich Ihr erhofftes Glück zu verscherzen. Sie lieben mich nicht, aber Sie wollten mich auch nicht versagen. Sie gehören dem anderen nicht mehr — darum sind Sie mein! Sie sind mein ein und alles auf der Welt, und einmal werden Sie doch meine Frau werden, einmal, wenn die Zeit erfüllet ist. Und nun, Franziska, müssen wir für eine Weile voneinander scheiden. Der Abschied tut weh, aber vielleicht hat die Trennung auch ihr Gutes. Sie sind müde, weidwund und abgekämpft — müssen sich erholen und so vieles vergessen, was das Schicksal Ihnen über den Weg schleuderte. Wenn ich dann aber aus dem Kriege heimkehre . . ."

„Nicht, nicht! Sagen Sie jetzt nichts! Fragen Sie mich später, wenn Sie sich selber erst reiflich geprüft haben. Heute wähnen Sie, mich zu lieben, und sind zum Verzeihen bereit, aber vielleicht würden Sie es bald bereuen."

Graf Rudolf hielt den goldroten Mädchenkopf in beiden Händen und blickte ihr tief in die Augen: „Meine Neigung wird nie sich ändern. Was immer geschehen mag — ich behalte Sie lieb und will mit Ihrer Vergangenheit auch Ihre Zukunft zur meinen machen!"

Franziska schloß die Augen; sänftigende Ruhe senkte sich in ihre aufgewühlte Seele. Hardenegg kniete neben ihrem Sessel, sprach trostvoll weiter. „Ich sehe ein, daß Sie zu Tante Fini nicht gehen möchten, bis Sie ganz an mich glauben können. Kehren Sie also nach Ofen zurück, Franziska! Sie reisen morgen früh, bevor ich Wien verlasse. Ihr Vater wird der Stimme seines Herzens nicht widerstehen können, wenn er Sie wiedersieht. Daheim werden Sie behaglich-friedsam leben, bis ich Sie holen komme. Möglich, daß Sie längere Zeit nichts von mir hören, aber Sie werden auf mich warten und mir vertrauen. Nicht wahr, so wird es sein, Franziska?"

„Ja!" Des Mädchens Eigenwille war zerbrochen, jeder Wunsch in ihr tot.

„Und nun noch eines: Was ist aus dem roten Kranich geworden, jenem kleinen Andenken, das ich Ihnen durch Josika sandte?"

Franziska preßte die Hand aufs Herz: „Hier ist er!"

„Haben Sie ihn immer bei sich gehabt?"

„Immer . . . Das heißt . . . nein . . ."

„Als Sie den anderen liebten, trugen Sie ihn nicht?"

„Nein — damals nicht."

Sanft bog Hardenegg ihren Kopf zurück und küßte sie auf die fest aneinandergepreßten kühlen Lippen.

*

An einem sonnigen Vormittag traf Franziska im Vaterhaus ein. Ängstlich klopfte sie am braunen Tor, feierte ein stummes Wiedersehen mit der alten Nani, über deren Runzelgesicht dicke Tränen kullerten.

An seinem Ofenplatz saß im braunen Rock Meister Hilarius. Sein fremder Blick ruhte wie wesenlos auf dem Antlitz der Tochter, dann schob er sie mit seinen knochigen Händen von sich, wortlos, gequält.

„Mein guter Vater, jagst du mich fort? Darf ich nicht bei dir bleiben?" weinte Franziska.

„Du kannst bleiben!" entschied der Alte mit versteintem Gesicht.

Franziska jammerte und flehte, wollte erzählen, aber ihres Vaters fahles Auge ließ sie verstummen, und in dem erstorbenen Haus ward auch sie eine lebende Tote. Sie wußte, daß ihr Vater sie für verdorbener hielt, als sie war, daß er nicht zu glauben vermochte, sie habe nur deshalb gesündigt, weil sie sich nicht darein ergeben konnte, immer bloß eine tickende, stille Uhr zu sein, die nur selten ein wenig musizierte.

Sie war gegangen und wiedergekommen, hatte eine Menge Erinnerungen mitgebracht und alle Träume ihrer Jugend verloren. In gleichmäßigem Einerlei flossen die Tage tonlos zusammen; kein lautes Wort störte sie, kein Lachen, nicht einmal der Schatten eines Geschehnisses.

Erregt erwartete Franziska stets den „Magyar Kurier", stand jede Woche am Erscheinungstag der Zeitung vor dem Haustor. Über Napoleon kamen nur unsichere Nachrichten. Sie sprach mit niemandem, und niemand schrieb ihr; auch Hardenegg nicht. Franziska hatte es so gewollt, damit nicht das geschriebene Wort den Entschluß des Grafen beeinflusse. Wenn er verzeihen konnte, so mochte er sich persönlich bei ihr einfinden.

„Sie werden warten?" hatte er gefragt.

„Ich bleibe treu!" war ihre Antwort gewesen.

Statt Liebe Treue, statt Inbrunst Ergebenheit. Auch damit fand Graf Rudolf sich ab; er vertraute der Kraft seiner Liebe und ging, um Napoleon besiegen zu helfen.

Am 7. April erschien der Aufruf: „Nunmehr treten wir, mit ganz Europa vereint, noch einmal auf den Kampfplatz gegen Napoleon Bonaparte und seine Verbündeten. Wir kämpfen mit Gottes Hilfe für die Ruhe der Welt, für Ordnung und Sitte, für König und Vaterland!"

Franziska stickte, dachte an ihr altes Idol und betete in der Kirche vor dem Marienbild: „Dornengekrönte, heilige Jungfrau, erbarme dich seiner!"

Was wollte sie eigentlich? Sie wußte es selber nicht. Sie betete für Napoleon und für Hardenegg. Der Mann, auf den ihr Schicksal wartete, kämpfte irgendwo gegen den Helden ihrer romantischen Seele. Sie preßte die kalte Hand an ihre Brust, auf Napoleons Bild, auf den roten Kranich. Sie erbebte in den unerreichbaren Wünschen ihrer vergangenen Sehnsüchte, schmückte alltäglich die Altardecke mit duftenden Veilchen, verbrachte ungeduldige Stunden in nutzlosem Grübeln.

Es regnete und regnete ohne Unterlaß. Mit triefenden Haaren kam Franziska vom Nachmittagsgottesdienst, trocknete am Ofenfeuer, das sogar Anfang Juni noch brannte, die durchnäßten Stiefeletten und wärmte ihre Hände.

Der Magyar Kurir barmte und klagte: „Zur Teuerung und sonstigen Not infolge der vorjährigen mageren Ernte und schon zweijährigen elenden, fast gänzlich abgefallenen Weinlese gesellt die feuchte Witterung noch neuerliches Unglück. Für den diesjährigen Ernteertrag besteht nur geringe Hoffnung." Auch die Natur hatte der Menschheit den Krieg erklärt!

Franziska vegetierte eintönig dahin wie ein eingesperrtes Tier, aber ohne Drang nach Befreiung; denn sie hatte keine Wünsche, und nur die ferneren äußeren Ereignisse ketteten sie an das Leben.

Da traf die Kunde von der Schlacht bei Waterloo ein. Aus dem Magyar Kurir erfuhr Franziska den Zusammen-

bruch ihres Abgotts. In Wien hielt man eine Feier ab mit glänzendem Pomp. Der Lärm der Freudenschüsse scholl nicht bis nach Ofen, wo ein einsames Mädchenherz den Heros seiner Träume begrub.

Schmerzvoll las Franziska die unbarmherzig ernüchternde Schilderung: „Napoleon entlief des Nachts; sein kostbarer kaiserlicher Mantel, seine Wagen und auch sein Perspektiv, mit dem er noch am Tage vorher das Kampfgetümmel beobachtet; fielen in die Hände seiner Gegner. Keinerlei Gepäck ist ihm geblieben. Alle seine Kostbarkeiten wurden der Soldaten Beute. Als der Feind ihn einholte, setzte der Korse seine Flucht in einem Bauerngefährt fort, aus dem er ohne Degen entsprang, worauf er zu Pferde in der Finsternis entkam. Seinen Hut hat er beim Aufsitzen verloren . . .“

Franziskas Nägel gruben sich in ihre Haut, denn nun hatte das Geschick sie vollends genarrt und grausam betrogen. Mit Triumph las sie, daß die Flüsse über ihre Ufer traten, daß am 9. Juli nächtlicherweile zwischen zehn und elf Uhr in Wien ein furchtbares Gewitter verheerend gehaust und in der Leopoldstadt bei der Oberen Brücke der Blitz zwei Männer und eine Frau erschlagen hatte.

Mochte die Welt zugrunde gehen, wenn Napoleon jetzt mit den Engländern verhandelte, ob sie ihn in ihrem Lande aufnehmen wollten wie einen gewöhnlichen Flüchtling. Auf dem Linienschiff „Bellerophon“ segelte er als Europas Gefangener gen Albions Ufer, und auf französischer Erde erstarb das letzte „Vive l'Empereur!“

„Es verdient bemerkt zu werden,“ — ließ sich der Magyar Kurir weise vernehmen — „daß Napoleon gerade zur selben Stunde, wo er einen Monat zuvor an den niederländischen Grenzen die Feindseligkeiten aufnahm, das Ende seiner Laufbahn fand.“

Der entlaufene Kaiser hatte seinen Degen fortgeworfen, seinen Hut eingebüßt, in seinen Augen war der alte Glanz erloschen, und Napoleon Bonaparte, der zur Fettleibigkeit neigende, sich guten Appetits erfreuende, ruhebedürftige Privatmann, die spärlich und fahl gewordene Locke an der Stirn, machte sich auf den Weg nach der Insel Sankt Helena. „Das Haus des Gouverneurs“, meldete der Magyar Kurir, „das von nun an dem gestürzten Tyrannen als Wohnsitz dienen wird, befindet sich auf dem höchsten Punkt des entlegenen Eilands, von dem aus keinerlei Fluchtmöglichkeit denkbar ist.“

Franziska ließ die Zeitung sinken, starrte in den unaufhörlich strömenden Regen. Nun war der Herbst eingezogen, es war Ende September geworden. Allenthalben kehrten die Soldaten heim, nur von Hardenegg blieb jegliche Botschaft aus.

Franziska entsagte ihrem Wiedersehensglauben, hatte mit allem abgeschlossen und wurde still. Sie fühlte sich apathisch und abgestumpft, so wie ewiges Sinnieren und Spintisieren alle Empfindungen tötet, wenn wir sie mit niemandem austauschen können und die Anregung des Mitteilens uns nicht mehr aufmuntert und wach erhält.

Ein Oktobertag aber löste Franziskas stumme Lippen, und sie sprang mit leisem Schrei von ihrem Fensterplatz auf.

„Die Kraniche!“

Am herbstlichen Himmel zog, V-förmig geordnet, ein Kranichheer gen Westen. Müde sank Franziska in den Sessel zurück, preßte die Hand auf Hardeneggs kleines Schmuckstück an ihrem Hals. Sie wußte, daß der Wundervogel nicht mehr unter der Schar war: der rote Kranich, das Zauberbild unerreichter Ziele, unerfüllbarer Wünsche, das einmal nur am Horizont erscheint, lockt, ruft und, wenn wir ihm nachjagen, für immer verschwindet. Glücklich kann man nur sein, solang man ihm folgt. Man kann aber auch ohne ihn leben.

„Man kann es, und ich will es!“ Dies gelobte sich Franziska Stunde um Stunde. Sie begann das abenteuerliche Jahr ihres Daseins zu hassen, sehnte sich nach Geruhsamkeit, nach friedlich-heiteren Maientagen. Strohhut und ein duftiges Kleid, Windstille, hohe Bäume, ein blumiger Rasenteppich — und rings um sie eine starke, sichere Liebe.

So ersehnte sie nun Graf Rudolfs Rückkehr.

Und nicht vergebens! An einem nebligen Novemberabend, als die Schleppkähne unter monotonem Hornsignal die Donau entlang schwammen, als die letzten bereiften Blätter von den Zweigen taumelten, als wärmendes Feuer im Ofen behaglich prasselte und der Lampenschirm spukhafte Schatten an die Wände zauberte, da läutete es plötzlich draußen am braunen Tor. Franziska ging öffnen — wie einst, als Kaiser Franz vorm Uhrmacherhaus Einlaß begehrte.

Der Luftzug riß die Tür auf, und in Franziskas Hand erlosch das Licht. In seinen weiten Mantel gehüllt, stand Rudolf Hardenegg auf der Schwelle.

Alles war so unerwartet und doch so selbstverständlich, wie wenn man nach langem Irrgehen endlich zur festen Landstraße findet. Auf ihrer harten Wanderung hatte Dornengebüsch Franziska zerzaust, hatte der Regen sie gepeitscht, Sonnenbrand sie versengt. Und nun kam ein ritterlicher Gefährte, um sie sorglich auf ruhigem Pfad durchs Leben zu geleiten.

In wortloser Erschütterung standen beide einander gegenüber. Mit seiner Linken strich der Graf ein paarmal sacht über Franziskas flimmerndes Goldhaar, und seine gütigen Blauaugen forschten im Antlitz der Geliebten. Er kam als ein Verzeihender, doch seine tiefzärtliche Liebe machte ihn zum demütigen Bittsteller.

Das Gefühl, das reine Gefühl, ist immer einfach, fast banal, aber Franziska hatte jetzt nicht mehr ihr trotziges Lächeln, wie sie es früher wohl gehabt, sondern sie reichte im stummen Gelöbnis ihrem Erlöser beglückt die Hand.

—: Ende. :—

Siebenbürgenfahrt.

Von Friedrich Just.

1.

Anfahrt.

Siebenbürgen . . . Hermannstadt! Ein deutsches [illegible]bol, seit dem Knaben die deutsche Geschichte bewußt zu werden anfing! Die deutsche Geschichte, deren Hochzeiten die Kolonisation des Ostens und die Vorpostenketten gen Asien sind, der erobernde Ackerpflug und das schirmende Schwert. In Nordost, in Kurland, der Ritter, in Südost, in Siebenbürgen, der Bauer . . . beide haben das deutsche Licht durch sieben und acht Jahrhunderte hochgehalten.

Während des Weltkrieges wurden Kurland und Siebenbürgen durch Feuerschein und Schwertschlag in stärkere deutsche Beleuchtung gestellt. „Gen Ostland müssen wir reiten!“ Der deutsche Sang war wieder erschollen, aber diesmal war's auf dem Kriegsrosse und das Feld ward mit Blut bestellt, mit vielem edlen deutschen Blut.

Die Friedensschlüsse aber brachten uns die Schicksalsgemeinschaft des Grenz- und Auslandsdeutschtums mit beiden.

Kurland steht noch aus. Nach Siebenbürgen aber bin ich gefahren.

Von Polen könnte man direkt nach Siebenbürgen gelangen; denn seit dem Weltkriege gehört Siebenbürgen zu Rumänien und grenzt Polen an das rumänische Königreich. Ich will aber den Spuren der deutschen Wanderung folgen und fahre zunächst nach Schlesien. Breslau, die offene Pforte nach dem Osten, streckt aus dem gewundenen Stadtgraben die Liebichshöhe in den Sonnenglanz und läßt von der Sand- und Dominsel blühende Fliederbüsche über die Oder herübergrüßen. Mit einem kleinen Sprunge muß ich noch im Reiche Rübezahls, im Riesengebirge, Umschau halten. Auf Hainbergshöhe sitze ich wie auf einem hohen Altare Gottes: Unten das Hirschberger Tal mit roten Häuserflecken, Schornsteinen, Kirchtürmen, Wasserspiegeln, geschlängelten weißen Wegen. Ein gewellter schwarzkuppiger Rand schließt das Rund, und das Grün freut sich durch das Schwarz durch. Links der Kynast, vor mir die Heinrichsburg, hinter mir ein langer Bergrücken mit weißen Schneeflecken, in der Mitte das Haus der Koppe. Aus dem Tale klingt eine einsame Flöte „Am Brunnen vor dem Tore“, und dann läuten die Glocken. So steigt wohl aus Erdengrund Menschenfreud und -leid, Himmelssehnsucht und Glaubensinnigkeit empor zu der triumphierenden Schar, zu Gott . . . Von Schreiberhau aus will ein Riesengebirgler mit seinem Hörnerschlitten „Rübezahl“, den er auf kleine Räder gesetzt hat, und seinem Hunde „Bilo“ nach — Afghanistan reisen. Die alte deutsche Wanderlust — wenn sie nicht große Ziele hat, muß sie kleine Abenteuer suchen . . .

Glatz . . . am steil über die Neiße aufragenden Donjon stecken hohe Kastanien ihre Blüten gleich brennenden Christbäumen an. Als der alte Fritz einst die gewonnene Festung besuchte, drehten einige Offiziere die Statue des heiligen Nepomuk auf der obersten Bastion herum, damit dessen Antlitz und segnende Hand sich Schlesien zuwende. Der König aber sagte lächelnd: „Laßt den Nepomuk Böhmen ruhig weiter segnen; für mein Schlesien werde ich selber sorgen!“ So schaut Nepomuk wieder nach Böhmen . . .

Usti? Früher hieß der Bahnhof Wildenschwert. Wir sind in der Tschechoslowakei. Böhmen, deutsches Kolonisationsgebiet, war eine Zeitlang eine Hochburg deutschen Geistes mit der ersten deutschen Universität und gleichsam

eine Umschaltstelle deutscher Kultur für die slawischen Völker. So hat auch Polen über Böhmen durch Deutsche das Christentum empfangen. Jetzt will man in der Tschechei Deutsch schlecht verstehen. Die Fahrt wird reizvoll zwischen den bewaldeten Bergen des Mährischen Karstes im Tale der Zwitta bis Brünn (Brno). Dann kommt das Marchfeld. Wien.. es wird einem wehmütig ums Herz, wenn man die Spuren des Verfalls immer deutlicher sieht. Von Jahr zu Jahr geht's unaufhaltsam bergab. Wie sollt's auch anders sein, wenn Deutsch-Österreich als neuer Staat nach dem Rezepte der Doktoren von Saint Germain zu einem schmächtigen kraftlosen Jungen mit einem riesigen Wasserkopfe geworden ist ... Nun geht's nach Osten. Budapest gönnt uns nur einen kurzen Blick. Um so mehr schaue ich auf die Frauen und Männer, an denen die Bahn vorüberfährt. Ihre Tracht kommt mir deutsch vor, und richtig, es sind deutsche Siedler. Noch öfter kann das Auge sich an den deutschen Kolonisten längs der Bahnstrecke durch die ungarische Tiefebene freuen. Über die blonde Theiß geht's in das ungarische Kanaan. Die Pußta hatte ich mir auf der Schule vorgestellt als eine unermeßliche Einöde, hier und da ein einsames Zelt oder auch nur ein Brunnen mit langem gespenstigen Schwengel, wilde Pferde und verwegene Hirten. Nun aber sehe ich links und rechts bebaute Fluren, freilich auch Trupps von Herden, Rinder, Pferde, Schafe und Schweine, einsame Meierhöfe und Ziehbrunnen, von denen der ungarische Dichter Arany singt:

> Hochgestreckt und hager, ein dünnbein'ger Bengel,
> Ragt der Ziehbrunnen. Spähend lugt der lange Schwengel
> In den Schlund, als ob sich eine Riesenmücke
> Nieder, um der Erde Blut zu saugen, bücke.

Das Gefühl der Einöde der Schülerphantasie muß schwinden, aber das der Weite, die keinen Horizont kennen will, wird nur verstärkt.

> Ebnen, die in solche Fernen greifen,
> Als suchten sie das End' der Welt sich aus.

Das ist das Webeland der ungarischen Seele:

> O Heideland, du bist der Freiheit Bild
> Und Freiheit, du der Gott, der mich erfüllt.
> Freiheit, mein Abgott, dir leb' ich allein,
> Mein Leben soll einst dir geopfert sein.

Mit zwei Mitreisenden komme ich ins Gespräch. Beides sind rumänische Untertanen, der eine ist ein Banater Schwabe, der andere ein Rumäne aus dem Altreiche. Der Rumäne ist Großkaufmann und kommt von der Pariser Messe. Er hat deutsche Schulen besucht und spricht gut deutsch. Als Gegner der Bratianu-Regierung schimpft er in den stärksten Ausdrücken über die Regierungsmaßnahmen und über die „Französelei" der rumänischen „Gebildeten". Der Banater Schwabe scheint, madjarisch eingestellt zu sein, er widerspricht dem Rumänen grundsätzlich. „Welche Sprache ich spreche? Ungarisch-deutsch-serbisch-rumänisch ... Wie wir uns in die Verhältnisse schicken? So ..." Damit steckt er die geballte Faust in die Tasche. „Wer Geld hat, kann alles und alle kaufen, alle. Östlich ... der Deutsche, fleißig und rechtlich, kann sich nur bei Ordnung und Recht wohl fühlen. Wir nähern uns dem Balkan ..."

An der Grenze von Ungarn und Rumänien ist eine geräuschvolle und peinliche Paß- und Zollrevision. Dabei kann ich ein stiller Zeuge sein, wie man die Pariser Einkäufe — es ist ein direkter Zug Paris—Bukarest — „über" den Zoll bringt.

Arad ... Nun bin ich in Rumänien. Wie lange hat doch die Fahrt gedauert! Wie viel längere Zeit aber haben die deutschen Kolonisten von Rhein und Eifel gebraucht, um nach Siebenbürgen zu gelangen! — Es sind gegen 2000 Kilometer! Und sie saßen nicht im schnellen bequemen D-Zuge, sondern mußten auf beschwerlichen Wegen zu Wagen oder zu Schiff mit Kind und Kegel der Reise Mühsal bezwingen. Um so größer wird mir ihr Tun und ihr Vorpostendienst.

Im leichten Einspänner hinter einem Kutscher, der nach Schafpelz, Knoblauch und Tabak stinkt, geht's auf breiter Straße zum Hotel. Der Schlafraum hat kein Fenster, sondern nur eine Tür nach dem offenen Hofe ... wie im Orient.

2.
Im Banat.

Da man in Rumänien ungefähr weiß, wann die Eisenbahnzüge abfahren sollen, aber nicht, wann sie ankommen werden, außerdem die Querbahnen sich unglaublich viel Zeit nehmen, benutzen wir zu unserer Landreise einen Autobus. Während auf diesem das Gepäck verstaut wird, kommt mit riesigem Qualm und lautem Gepolter ein Dampfungeheuer durch die breite Hauptstraße Arads gerasselt. Das ist die „Elektrische" mit einer Dampflokomotive. Um uns haben sich Neugierige der verschiedensten Rassen gesammelt.

Bald sind wir in der Schwabenkolonie Neu-Arad. Eine breite Straße mit blühenden Akazien ... steinerne Häuser, Haus bei Haus, frisch gestrichen, im Vorstadtstil ... Trockenscheuern für die Maiskolben ... Schwengelbrunnen zur Berieselung des Gemüselandes ... Bäuerinnen mit großen Körben auf dem Kopfe ... sauber und wohlhabend, an 6000 deutsche Einwohner. Eine zerfallene Kaserne neben der ordentlichen Kolonie, und wie verfallen! ... Staat und deutscher Bauer nebeneinander: deutlicher kann das Anschauungsbild nicht sein ...

Feldflur ... eine Schafherde um einen Schwengelbrunnen ... wieder eine Schwabenkolonie... Schwäbinnen mit rundem Strohhut ... Zigeuner auf Stabwagen voller Tonkrüge ... Weinberge.

Guttenbrunn ... eine breite baumbepflanzte „Gasse" — unter Straße versteht man eine Landstraße, die Dorfstraße heißt Gasse — mit stattlichen sauberen, frischbemalten Gebäuden. Die hellgetünchten Häuser stehen alle mit der grünfenstrigen Giebelseite zur „Gasse". Im Giebelfelde steht der Name des Besitzers und die Jahreszahl des Baus. Wir besuchen ein paar Gehöfte. Auf den Längsseiten des Hofes stehen zwei Wohnhäuser, ein größeres und ein kleineres. Das größere gehört dem Hofbesitzer, das kleinere dient den Eltern als Ausgedinge. Jedes Haus hat auf der ganzen Breite einen gedeckten Gang. Den Hof ziert ein grüngestrichener Radbrunnen. Dahinter liegt der Stall, der innen sauber mit freundlichen Blumen ausgemalt (!) ist, und die Maisscheuer. Die behäbige Hausfrau in dichtfaltigem dunklen Rock mit blauer Schürze zeigt uns stolz die Räume des Hauses, die Küche, die Wohnstube, „Kammer" genannt, die Speisekammer und vor allem die „gute Stube" mit hochaufgestapelten „Pölstern", buntbestickten Federkissen, der Mitgift der Tochter, nach deren Zahl man den Reichtum eines Hofes taxieren kann. Der Hausherr in dunklen Hosen, schwarzer Weste mit Silberknöpfen und kurzer Jacke bietet einen selbsthergestellten Zwetschkenschnaps an, der einem schier die Luft nehmen kann. Die Sauberkeit ist für ein Dorf geradezu unheimlich. Und es ist kein Unterschied zwischen großen und kleinen Höfen. Jedes Jahr wird das Haus neu bemalt. Früher besorgten es die Frauen selber, und die Malerei war eine Bauernkunst, jetzt ist es handwerksmäßige Malerarbeit. Die innere Hausausstattung hat nichts Altes und bäuerlich Gediegenes mehr. Allerlei Ladenmöbel, Schlafzimmereinrichtungen und Allerweltsspinde sind wahllos zusammengestellt. An den Wänden hängen schlechte Öldrucke. Mindestens ein Grammophon, meistens mehrere, stehen an hervorragender Stelle. Eine Badestube mangelt auch nicht. Alles Zeichen, daß der Banater Schwabe reich ist. Aber es fehlen die — Kinder.

(Fortsetzung folgt.)

Das neue Licht.

Die romantische Geschichte der Elektrizität.

Von Dipl.-Ing. Dr. Arthur Hamm.

Es ist jetzt gerade 50 Jahre her, daß zum ersten Male eine ganze Straße im Glanze des elektrischen Lichtes erstrahlte, das war die Leipziger Straße in Berlin. Man hatte damals in einer Nebenstraße einen Gasmotor aufgestellt, der eine kleine Dynamomaschine trieb. So wurde eine Anzahl Bogenlampen in der Leipziger Straße mit diesem Strom gespeist. Welchen Siegeszug das elektrische Licht von diesem Ausgangspunkt antreten sollte, davon hat sich damals wohl selbst Werner Siemens nichts träumen lassen, obwohl er doch immer weit in die Zukunft schaute. Es dauerte ja noch immerhin eine ganze Reihe von Jahren, ehe auch nur in Berlin ein öffentliches Elektrizitätswerk gegründet wurde, geschweige denn in anderen Groß- oder gar in kleinen Städten. Von den vielen unternehmungslustigen Männern, die dazu beitrugen, die Welt zu erleuchten, weiß man heute fast nichts mehr. Nur in Amerika ist es Gewohnheit geblieben, die Elektrizitätswerke irgendwie mit dem Namen Edison zu verbinden. Eine Unsumme von Wagemut gehörte noch in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts dazu, ein Elektrizitätswerk zu errichten, denn die Absatzverhältnisse für den Strom waren äußerst unsicher. Noch lange Zeit galt ja elektrisches Licht als reines Luxuslicht, und als um 1890 Auer von Welsbach seinen Glühstrumpf erfand, da schien der eben entstandenen jungen Industrie der Todesstoß versetzt zu sein. Trotzdem hat sie sich durchgesetzt, und drängt das Gas als Beleuchtungsmittel immer mehr zurück. Von einem der Männer, die den Mut hatten, sich auf dieses unsichere Gebiet zu wagen, soll hier erzählt werden.

Es war in einem kleinen schlesischen Gebirgsdorfe. Es hatte, wie wohl die meisten dieser Dörfer, eine Mühle, die der Dorfbach antrieb, aber der Müller Heidrich war ein

junger, unternehmungslustiger Mann, der über seinen engeren Kreis hinaus Umschau hielt; und als er eines Tages zu Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts von der Erzeugung der Elektrizität durch Wasserkraft las, da fragte er den Lehrer, ob er nicht auch so etwas machen könne. Der hatte wohl ebenso wenig Ahnung von Elektrotechnik wie der Müller, aber immerhin mochte er die Möglichkeit nicht leugnen, und so kundschaftete er die Adresse eines in der nächsten größeren Stadt wohnenden Ingenieurs aus, der damals schon elektrische Anlagen herstellte. Lehrer und Müller zusammen suchten ihn auf, und der Ingenieur erklärte sich ohne Bedenken imstande, eine Anlage, wie der Müller sie wünschte, zu liefern. Auch die Kostenfrage war nicht so schwierig. Die Zahl der Lampen, die überhaupt in Betracht kamen, war gering, die Dynamo-Maschine wurde infolgedessen klein, die Antriebskraft war vorhanden, man brauchte nur auf die Mühlenwelle eine Riemenscheibe zu setzen und einen Riemen aufzulegen, dann ließ der Dynamo sich mit dem Mühlwerk zusammen treiben. Gesagt, getan, der Müller bestellte die Maschine und die ganze Elektrizitäts-Anlage. Der Lehrer sollte zum Dank für seine Vermittlung auch zwei Lampen erhalten. Ein paar sollten in das Gasthaus kommen, das waren vorläufig die einzigen Stromabnehmer, die der Müller in Betracht zog. Vor allen Dingen wollte er sich selbst etwas zugute tun. Beide Verbrecher zogen wieder heim, nachdem sie das begonnene Unternehmen gehörig begossen hatten. Die Müllerin, die außerordentlich neugierig war, sollte nichts erfahren.

Nun ging ein großes Vermessen los. Der Ingenieur erschien mit einem Monteur auf der Mühle, begann die Räumlichkeiten zu untersuchen, auszumessen, wo er Leitungen verlegen könnte, wieviel Material er gebrauchte, und auch, wie die Fernleitungen zum Lehrer und nach dem Gasthause wohl anzubringen seien. Das alles ließ sich vor der Müllerin noch einigermaßen bemänteln. Aber eines Tages kam eine ganz schwere Kiste und wurde bei der Mühle abgeladen. Jetzt wurde die Müllerin doch stutzig und wollte wissen, was da los sei. Es sei eine neue Kunstmühle, tröstete ihr Mann sie. Anscheinend beruhigte sie sich damit. Aber als der Ingenieur mit seinen Monteuren erschien und anfing, zu klopfen, zu hämmern und Leitungen zu verlegen, da witterte sie doch Unrat und mit Hilfe eines reichlichen Frühstücks entlockte sie dem Monteur das Geheimnis. Der Müller aber wunderte sich über das mangelnde Interesse seiner Frau.

So wurde denn diese erste Anlage in dem schlesischen Gebirgsdörfchen programmäßig fertig. Die Maschine wurde in Gang gesetzt, der Ingenieur legte auf der damals noch aus Holz errichteten Schalttafel den Hauptschalter ein, und der Maschinensaal erstrahlte in dem neuen Licht. Alles klappte gut. Nun ging der Müller, die Glühbirne im Gewande, zu seiner Frau in die Wohnstube. Sie saß dort an ihrem Fenster und nähte, die über dem Nähtisch hängende Deckenlampe war noch tot. Eine trübselige Petroleumfunzel, wie sie damals gebraucht wurden, gab ihr das nötige Licht. Nun zückte der Müller die Glühbirne, schraubte sie ein, und die Wohnstube erstrahlte in dem fabelhaften Lichte einer 16kerzigen Lampe. Wie das damals wirkte, können wir uns heute nur schwer vorstellen. Die Müllerin jedenfalls war vor Überraschung vollkommen starr, so hatte sie sich das nicht vorgestellt. Auch der Gastwirt und der Lehrer waren beglückt. Einen derartigen Umsatz hatte der Gastwirt noch nie erzielt. Das ganze Dorf drängte sich in seinen Kretscham, um die neuen Lampen zu bewundern. Zähler gab es damals noch nicht. Der Strom wurde bezahlt, wie der Müller festsetzte. Es kam auf etwa 80—90 Pfennig für die Kilowattstunde hinaus, was Lehrer und Gastwirt ohne Murren bezahlten, weil sie die Kostbarkeit dieser Beleuchtung zu schätzen wußten.

Mit der Zeit fanden sich noch andere Wagemutige, die Licht haben wollten, und der Müller mußte sehr bald eine größere Dynamo-Maschine anschaffen. Die Leitungen wurden durch das ganze Dorf gezogen und dienten nicht nur Beleuchtungszwecken, sondern auch nebenbei zu Signalen. Denn die Schalttafel war mittlerweile aus der Mühle in die Küche verlegt worden. Die Müllerin als Bedienungsmann mußte dafür sorgen, daß die Elektrizität ihre richtige Spannung hatte, damit das Licht hell genug brannte. Wenn sie nun einmal ihren Mann haben wollte und dieser gerade in einer der Gastwirtschaften saß, dann zog sie einfach den Hauptschalter auf kurze Zeit heraus und legte ihn wieder ein, und wenn das nichts half, ein zweites oder drittes Mal; dann sagte sich ihr Mann: Aha, ich soll nach Hause kommen.

Einen durchgehenden Betrieb, wie wir ihn heute von unseren Elektrizitätswerken als selbstverständlich erwarten, gab es damals nicht. Abends um neun Uhr, wenn die Müllersleute schlafen gingen, wurde auch das Licht ausgeschaltet, und die Bauern gaben sich damit zufrieden. Sie gingen ja selber auch nicht später schlafen. Nur wenn Festlichkeiten im Dorfe waren, dann mußte der Müller länger Licht liefern, damit die Gastwirtschaft offen halten konnte. Um das sicher zu stellen, lud man einfach zu jeder Festlichkeit die Müllersleute ein. Dann wurde erst ausgeschaltet, wenn sie nach Hause gingen. Daß dies nicht zu früh geschah, dafür sorgten die anderen schon.

Heute besteht das kleine Elektrizitätswerk nicht mehr. Das Dörfchen ist schon lange an ein großes Überlandwerk angeschlossen, da die Wasserkraft nicht ausreichte, um den ganzen benötigten Strom zu liefern. Denn mit der Zeit sind die Ansprüche gewachsen, und die Bauern brennen jetzt nicht nur sehr viel mehr Licht als früher, sondern sie wollen auch mit elektrischem Strome dreschen, Getreide schroten, Jauche pumpen, zum Teil kochen sie sogar schon elektrisch, was heute bereits viel billiger ist als in jenen Zeiten. Gibt es doch sogar schon elektrische Kocheinrichtungen, in die man die Speisen nur einschiebt, den Apparat dann für vielleicht drei Viertel Stunden an die Lichtleitung anschließt und nachher mit auf das Feld nimmt. Die in dieser Zeit darin aufgespeicherte Hitze genügt, um alles bis Mittag fertig zu kochen. Man braucht es nur herauszunehmen.

Aber von den Anfangszeiten der Elektrotechnik wissen nicht viele. Um so lieber erzählt der Lehrer, der als alter Herr im Ruhestande im Dörfchen lebt, heute noch gern, wie sie damals zusammen heimlich, unter völligem Ausschluß der Öffentlichkeit, eines der ersten Elektrizitätswerke gründeten.



Bunte Chronik



* **Ein frostiges Dasein.** Eine amerikanische biologische Expedition berichtet von der soeben erfolgten Entdeckung einer bisher unbekannten Abart des Kabeljaus. Die neue Fischgattung kommt nur an den Küsten des nördlichen Grönland vor, und zwar in Wasser, dessen Temperatur nur einen halben Grad über dem Gefrierpunkt liegt. Einen noch weniger behaglichen Aufenthaltsort hat sich eine kleine phosphoreszierende Krustazee, die Metridea armata, ausgesucht. Das Tierchen lebt ausschließlich in kleinen Tümpeln voll Schlackerschnee und geschmolzenem Eis an der Nordküste Sibiriens. Am wohlsten scheint es sich im Salzschmelzwasser von zwei bis drei Grad unter Null zu befinden. Es wird häufig steinhart gefroren angetroffen, ohne daß dies seinem Wohlbefinden im geringsten Abbruch täte. Selbst wenn es jahrlang in diesem Zustande verharrt hat, setzte es, wenn es wieder aufgetaut wurde, frisch und munter sein durch die „Eiszeit" unterbrochenes Dasein fort.

* **Leben Menschen auf dem Mars?** Die vielerörterte Frage, ob der Mars bewohnt sei, steht einmal wieder im Vordergrunde des Interesses, und zwar beabsichtigt man in Amerika einen neuen Versuch in dieser Richtung durch den Bau eines Riesenfernrohres zu unternehmen, das alles bisher auf diesem Gebiete Dagewesene übertreffen soll. Das Riesenfernrohr wird nach Angaben des Leiters der Sternwarte am Kalifornischen Institut für Technologie, Mr. Wilson, gebaut und wird einen Linsendurchmesser von 17 Fuß haben. Zur Herstellung der Gläser wird eine besondere Quarzart verwandt, welche unempfindlich gegen Temperaturschwankungen ist, denn an diesem „schwachen Punkt" großer Ferngläser sind die bisherigen Versuche gescheitert. Da es sehr schwer ist, eine Linse von solchem Ausmaß unbeschädigt zu transportieren, wird eine optische Werkstatt am Aufstellungsorte in Kalifornien oder im Norden von Arizona selbst errichtet werden und man wird das Riesenferenglas dort erst bauen. Es wird eine Reichweite haben, die die stärksten bisher gebauten Fernrohre um mehr als das Zehnfache übertrifft, und mit dessen Hilfe man beispielsweise eine Kerzenflamme noch in einer Entfernung von 41 000 (engl.) Meilen erkennen kann. Durch dieses Fernrohr wird uns dann der Mars, bekanntlich derjenige Planet, der uns am nächsten ist, so nahe gerückt sein, daß wir seine Oberfläche aufs Genaueste studieren können, und so hofft man endlich das Geheimnis der sogenannten Marskanäle zu ergründen, deren strenge Regelmäßigkeit die Vermutung nahelegt, daß sie Kunstbauten sind und von Menschen bzw. menschenähnlichen, vernunftbegabten Wesen errichtet worden sind. Das würde weiter bedeuten, daß der Mars bewohnt war, bzw. noch ist, auch hierüber soll das neue Teleskop Auskunft geben. Begreiflicherweise sieht die wissenschaftliche Welt Amerikas dem Bau des Riesenfernrohres, das bereits im August dieses Jahres vollendet sein soll, mit größter Erwartung und Spannung entgegen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.